

WITZEL, Herbert (Bonn)

Schwein gehabt

Wieder einmal treiben uns die Sauen fast an den Rand der Verzweiflung. Mein Mitpächter und ich haben uns vom ersten Büchsenlicht bis in den frühen Vormittag und abends bis zur völligen Dunkelheit fast Schwielen an die Kehrseite gesessen, aber keine Sau hat auch nur eine Handbreit Schwarte gezeigt. Obgleich die Agrargenossen, deren Feldflächen wir bejagen, uns stets freundschaftlich gesonnen sind und noch nie nennenswerten Wildschaden reklamiert haben, spüren wir, dass deren Geduld langsam zu Ende geht. Zu übel haben die Schwarzkittel in der letzten Zeit in den Wiesen herumgefuhrt. An manchen Stellen sieht es aus wie nach einem Bombenangriff. Wir haben zwar immer wieder versucht, die wüsten Krater etwas einzuebnen und umgedrehte Plaggen wieder festzutreten, mussten jedoch erkennen, dass unsere mühsamen Anstrengungen die Anzahl der zahlreichen schwarzen Flecken in der Wiese kaum reduzierten. Jetzt wird es Zeit, endlich mal wieder einen Erfolg unserer jägerischen Bemühungen vorzuweisen und damit zu zeigen, dass wir die Lage wenigstens einigermaßen beherrschen.

Unsere Hoffnung basiert vor allem auf der kommenden Mondphase. Wenn man nachts keine Hand vor Augen sieht, kann man auch keine Sauen erkennen, geschweige denn erlegen. Und bei gutem Licht lassen sich die gewitzten Biester, sieht man von Drückjagden einmal ab, wegen des ständigen starken Jagddrucks kaum noch blicken. Nun nutzt, wie jeder passionierte Schwarzwildjäger weiß, selbst Mondschein wenig, wenn der Himmel nachts nicht einigermaßen aufhellt. Jetzt, eine knappe Woche vor Vollmond, hoffe ich deshalb inständig auf besseres, klareres Wetter. Es gibt zwar, wie man aus Inseraten fast aller Jagdzeitschriften ersehen kann, inzwischen diverse Möglichkeiten, selbst zappendustere Nächte elektronisch aufzuhellen. Das gilt sowohl für die Betrachtung als auch für die Zieloptik. Nicht wenige machen mittlerweile von diesen Krücken auch regelmäßig Gebrauch. Ohne jedoch viel darüber zu reden, versteht sich.

Ich will mich nicht über derartige Machenschaften erheben oder den Moralapostel spielen. Bedauerlich finde ich allerdings die Verlogenheit in diesem Zusammenhang. Das fängt schon mit der Werbung an, die anfangs oft in bewusst täuschender Absicht auf Auslandseinsatz hinwies. Auf diese fadenscheinige Begründung wird mittlerweile aber bereits verzichtet. Besteht nicht ein merkwürdiger Widerspruch darin, dass einerseits auf Formalitäten wie Trinken mit der linken Hand, pingelige Einhaltung der Riten beim Streckelegen oder Horridogeschrei großer Wert gelegt, allein im dunklen Wald jedoch mit allen machbaren Mitteln versucht wird, soviel Schwarzwild wie irgend möglich zusammenzuschießen? Dabei

benutzen diese „modernen Jäger“ den Traditionsbegriff Waidgerechtigkeit besonders gern. „Waidgerechtigkeit light“, nur noch Form, aber kein ethischer Inhalt mehr? Vielleicht sollten sich ja mal unsere Verbandsorgane mit diesem Thema etwas stärker beschäftigen. Wenn denn wirklich der technische Fortschritt, der Zeitgeist oder andere Zwänge unserer etwas aus den Fugen geratenen Welt eine veränderte Sicht der Dinge hervorrufen, dann sollte das nach meiner Ansicht auch in einer geänderten Jagdethik Niederschlag finden. Nichts ist doch schlimmer als Falschheit und Heuchelei!

In letzter Zeit hatten wir wegen der lausigen nächtlichen Sichtverhältnisse nur am frühen Morgen und am Spätnachmittag jagen können. Wenn es nun möglich würde, auch mal wieder während der Nacht anzusetzen, könnte ich auch mal wieder richtig ausschlafen. Als ausgewiesener Nachtmensch fällt mir das Aufstehen in aller Herrgottsfrühe eh immer schwerer. Da planvolles Handeln eigentlich nie schadet, überlege ich, wo wohl die besten Erfolgchancen zu erwarten sind. Das bringt mich auf den natürlich nahe liegenden Gedanken, mich möglichst in der Nähe der von den Sauen besonders bevorzugten Stellen anzusetzen. Zwar sind fast überall auf der weitläufigen Wiese schwarze Krater kaum zu übersehen, doch dicht beim breiten Entwässerungsgrabens, der das Wiesengelände an zwei Seiten einfasst, wirken die Spuren der nächtlichen Buddelaktivitäten am auffälligsten.

Vor diesem etwa drei Meter breiten Wasserlauf erhebt sich eine schmale, mit nur schwer durchdringbarem Buschwerk und einzelnen kleineren Eichen bewachsene Böschung, die über den Graben hinweg guten Einblick in das Wiesengelände bietet. Nach hinten hin geht der schmale Böschungstreifen nach wenigen Metern in einen breiten, mit Silomais bestellten Acker über, vor dem noch ein sandiger Weg verläuft, der durch den hohen Bewuchs an beiden Seiten fast wie ein Hohlweg wirkt. Die Rückseite der landwirtschaftlich genutzten Fläche stößt an eine in Sauen- und Rehwildkreisen beliebte Kieferschönung.

Ich erwäge, mit meinem alten Iltis eine fahrbare Kanzel auf die Wiese in die Nähe des Grabens zu bugsieren. Doch das würde einen umständlichen Anmarsch in der Nacht bedeuten, und außerdem haben wir gerade diese Kanzel vor nicht allzu langer Zeit an eine idyllische Waldkante postiert, wo ein alter, begehrenswerter Rehbock mehrmals für erhöhten Blutdruck gesorgt hat. Diese Option will ich nicht gern aufgeben. So bleibt für den Nachtansitz am Graben nur die so genannte Lupinenkanzel übrig, die vor Jahren zu diesem Namen gekommen ist, weil sich damals zwischen Wiesen und Schönung ein herrlich blühendes Lupinenfeld erstreckte.

Diese alte überdachte, aber nach allen Seiten offene Kanzel, die über den Sandweg gut zu erreichen ist, befindet sich allerdings nicht gerade in einem Vertrauen einflößenden Zustand.

Regen, Schnee und Wind langer Jahre haben inzwischen deutliche Spuren hinterlassen. Auf der Böschung zwischen Graben und Feldweg zusammengenagelt, neigt sich das gesamte „Bauwerk“ mittlerweile bedrohlich zum Graben hin. Außerdem hat ein üppig ausgetriebener Holunderstrauch die offene Kanzelseite in Richtung Wiese fast völlig überwuchert. So bleibt mir nichts anderes übrig, als erst einmal die dichten Zweige zu kappen, welche die Sicht auf das Grasland fast vollständig versperren und anschließend mit zwei einigermaßen stabilen Stangen den Sitz gegen den Graben hin etwas abzustützen. Wenn die immer noch leicht wacklige Konstruktion dennoch in den Graben kippen sollte, werde ich wenigstens im tiefen Wasser landen, bei dem herrschenden warmen Augustwetter keine allzu erschreckende Vorstellung, wie mir scheint.

Als ich die notdürftig stabilisierte Kanzel zum Abendansitz erstmals seit Monaten wieder besteige, vibriert der Hochsitz zwar bei jeder Bewegung merklich, macht aber dennoch einen ausreichend standfesten Eindruck. Ich fühle mich wie auf einem kleinen Boot, das bei jeder unbedachten Gewichtsverlagerung schwankt. In der warmen Abendsonne tauchen bald in den weitläufigen Wiesen die ersten Rehe auf. Eine Ricke mit zwei gut entwickelten Kitzen äst etwa 200 Meter von mir entfernt und bewegt sich kaum von der Stelle. Ein gut veranlagter Jährling, er trägt ein dünnes, aber erstaunlich hohes Sechserkrönchen, zieht am gegenüber liegenden Wiesenrand, in über dreihundert Meter Entfernung, aus reifem Roggen in das üppige Wiesengras. Aus seinem ständigen Aufwerfen und Sichern schließe ich, dass hier wohl auch der Herrscher des Terrains, der Platzbock, nicht weit sein kann.

Trotz meines ständigen Beobachtens lässt sich ein älterer Bock aber vorerst nicht blicken. Als die Sonne bereits untergegangen ist und das Büchsenlicht schon fast zur Neige geht, höre ich links von mir plötzlich ein leises Plätschern. Das vorsichtig an die Augen gebrachte Glas zeigt einen stärkeren Rehbock, der gerade aus dem Graben hinauf in das saftige, ihm fast bis an den Leib reichende Wiesengras schlüpft. Als das Haupt endlich einmal hoch kommt, wird mein Kreislauf merklich munter. Trotz der einsetzenden Dämmerung kann ich hohe, und wie es scheint, auch starke, dunkle Stangen erkennen. Hier gibt es kein Zögern mehr. Gut aufgestützt und fest verkantet, ist es ein Leichtes, dem gerade mal 70 Meter entfernten Stück die Kugel hinter das Blatt zu setzen. Ich freue mich. Damit hatte ich hier, wo Sauen ständig ihre Spuren und Duftmarken hinterlassen, eigentlich nicht gerechnet.

Wegen der Dämmerung muss ich mich bei der Suche nach der Beute beeilen. Obgleich der Bock kaum mehr als 20 Schritt vom Graben entfernt zusammengesunken ist, stochere ich, nachdem ich endlich weit entfernt den Übergang in die Wiesen gefunden habe, eine volle Viertelstunde in dem hohen, feuchten Bewuchs herum, bis - bei nunmehr völliger Dunkelheit

- die Beute schließlich vor mir liegt. Der erste Eindruck hat nicht getrogen, der vier- bis fünfjährige Bock trägt ein beeindruckendes, ungerades Sechsergehörn. Ein braver Bock, wie es so schön heißt. Da ich nicht wage, in die sehr nasse Wiese hinein zu fahren, bleibt nichts anderes übrig, als den schweren, unaufgebrochenen Brocken mehrere hundert Meter bis zum Weg zu schleifen, wo ich dann im Scheinwerferlicht die rote Arbeit erledigen kann.

Nach diesem überraschenden Jagderfolg verspüre ich natürlich keine Lust mehr, auch noch in der Nacht auf die Lupinenkanzel zu kriechen. Mein schlechtes Gewissen verflüchtigt sich jedoch schnell, da der Mond später nur fahl durch den bewölkten Nachthimmel schimmert. So genieße ich es, in aller Ruhe mit Jagdfreunden den Bock tot zu trinken, statt regungslos auf der Kanzel hockend in diffuse Dunkelheit starren zu müssen.

Am nächsten Vormittag werden mir dann die Folgen dieses „jagdlichen Lotterlebens“ deutlich vor Augen geführt. Frische Krater in Grabennähe beweisen, dass die munteren Schwarzkittel auch in der letzten Nacht nicht untätig geblieben sind. Vor der Lupinenkanzel ist alles schwarz. Jetzt gelten keine Ausreden mehr. Die kommende Nacht werde ich auf der Lupinenkanzel zubringen. Da der Vollmond immer näher rückt, hoffe ich auf günstigere Sichtverhältnisse. Durch langjährige, teils leidvolle Erfahrung gewitzt, greife ich zu mollig warmer Unterwäsche. Mehr als einmal schon habe ich in vermeintlich lauen Sommernächten jämmerlich gefroren.

Das Fahrzeug wird ungefähr einen halben Kilometer von der Kanzel entfernt im Schatten einer alten Eiche abgestellt, und ich pirsche langsam, um nicht beim Anmarsch in der warmen Rüstung bereits in Schweiß zu geraten, durch die noch ziemlich dunkle Nacht. Sicherlich kann in den nächsten Stunden mit besserer Sicht gerechnet werden, wenn sich der noch dicht am Horizont klebende Mond etwas höher in den Himmel empor gearbeitet hat.

Als ich endlich auf dem harten Brett der Kanzel hocke, stelle ich irritiert fest, trotz aller vermeintlichen Umsicht das sich selbst aufblasende Sitzkissen vergessen zu haben. Nun denn, gelobt sei, was hart macht! Bereits nach wenigen Minuten sirrt es verdächtig um die Ohren herum. Nur wenige Meter vom breiten Graben entfernt, eigentlich kein Wunder, geht mir auf. Im Spreewald ist man an lästige Plagegeister gewöhnt. Deshalb schleppe ich in der Sommerjagdjacke eigentlich immer Autan und ein Mückennetz mit mir herum. Doch diesmal habe ich für den Nachtansitz ja die dickere Lodenjacke bevorzugt. In den Taschen finden sich daher zwar gefütterte Winterhandschuhe, aber nichts gegen die aufdringlichen Schnaken. Das kann ja heiter werden. Ich stelle den Kragen hoch, ziehe die Hände soweit wie möglich in die Jackenärmel ein und hoffe nur noch inständig, dass die Mücken mit zunehmender Nachtkälte ihre Aktivitäten langsam reduzieren werden.

Beim ersten Absuchen der vor mir liegenden Wiesen mit dem Nachtglas ist keinerlei Wild zu entdecken. Auch der dichte Mais nur wenige Schritte hinter mir liegt unbeweglich und ruhig in der Dunkelheit. Da der gelblich leuchtende Mond mir aus den Wiesen ins Gesicht scheint, ist die Maiskante, und damit auch der Feldweg davor, gut ausgeleuchtet. Wenn also Sauen aus dem Mais in die Wiesen wechseln sollten, rechne ich mir bei nicht allzu weiter Entfernung eine realistische Chance aus, sofern es gelingt, mich einigermaßen lautlos auf dem Brett nach hinten zu drehen. Vielleicht ergibt sich ja sogar ein Vorteil daraus, das nicht sehr leise Sitzkissen vergessen zu haben! Ein Anwecheln von Schwarzwild durch den Mais müsste eigentlich unüberhörbar sein. Deshalb konzentriere ich meine Aufmerksamkeit vor allem auf die weiten Wiesen auf der anderen Seite und drehe den fast greifbar nahen Maisstängeln den Rücken zu.

Die nervigen Mückenangriffe lassen langsam nach, wie ich aufatmend feststellen kann. Warm genug angekleidet bin ich auch, und als ich, relativ bequem angelehnt, allmählich zur Ruhe komme, stellt sich ein angenehmes Zufriedenheitsgefühl ein. Beinahe „dösend“ sinniere ich vor mich hin. Mir gefällt dieser Zustand immer wieder. Die Gedanken wandern und trotzdem wird jede Veränderung im Umfeld fast automatisch wahrgenommen. Lange Stunden kann ich so verbringen, keine Minute erscheint mir langweilig. Allein auf weiter Flur, und mehr durch Instinkte als verstandesmäßig mit der Umgebung verbunden zu sein, gibt mir immer wieder ein Gefühl der unmittelbaren Nähe und Zugehörigkeit zur Natur.

Inzwischen sind ziemlich weit hinten in den Wiesen einige dicke schwarze Punkte aufgetaucht. Nach langem, aufgeregtem Spekulieren wird jedoch klar, dass es sich „nur“ um Rotwild handeln kann. Sauen würden nicht so lange an einer Stelle verharren. Puls und Blutdruck fallen deshalb wieder auf Normalwerte zurück. Ein Blick auf die Uhr zeigt, dass ich nun schon fast drei Stunden hier hocke. Während ich in aller Ruhe zwei näher gezogene Rehe beobachte, bemerke ich weit hinter denen plötzlich vier dunkle Brocken, die von links nach rechts über die Wiese rollen. Na endlich, Sauen! Sofort hellwach, überlege ich, was jetzt zu tun ist. Die vier gleichgroßen Stücke, sicherlich Überläufer, sind über 300 Meter entfernt, also weit außer Schussweite. Wenn sie ihre Richtung beibehalten, bleibe ich mit Sicherheit auf meiner hohen Warte zweiter Sieger. Also: Angehen bzw. versuchen, ihnen den Weg abzuschneiden oder darauf warten, dass sie vielleicht ihre Richtung ändern und am Graben weiter ziehen. Da dieser als Einfassung der ausgedehnten Viehweiden von der gegenüberliegenden Wiesenkante nach einer Rechtskurve direkt an meiner Kanzel

vorbeiführt, würden die Schwarzkittel dann fast zwangsläufig im Wirkungsbereich meiner Büchse landen.

Eine Entscheidung erübrigt sich aber schnell. Statt im bisherigen Eiltempo geradeaus über den Graben zu setzen, bevorzugen es die Sauen, den Graben nicht zu überqueren sondern sich am Wasser entlang, jetzt von rechts, der Kanzel zu nähern. Es bleibt mir kaum noch Zeit, die Büchse hoch zu nehmen und zu entsichern, da sind sie auch schon fast heran. Jetzt wird es jedoch kritisch, wie mir mein Nacken plötzlich signalisiert. Der leichte Wind hat unglücklicherweise wieder mal die Richtung geändert.

Kaum 15 Meter rechts vor mir bekommt die Rotte wohl meine Wittrung. Wie auf Kommando erstarren alle, dann nehmen sie blitzartig nacheinander den Graben an, um dahinter in das undurchsichtige Gewirr der Maisstängel zu flüchten. Mit der hochgerissenen Büchse versuche ich krampfhaft, einen der Überläufer in das Absehen einzufangen. Dabei stellt sich sofort heraus, dass das variable Zielfernrohr noch auf achtfache Vergrößerung eingestellt ist, bei dieser kurzen Distanz nicht gerade förderlich! So stochere ich in höchster Aufregung mit dem Zielstachel in der dunklen Wiese vor mir herum, während drei Sauen bereits platschend den Graben überquert haben und mit lautem Geprassel zwischen den Maisstängeln verschwunden sind. Doch irgendwelche Schicksalsmächte meinen es wohl doch gut mit dem mittlerweile leicht aus der Fassung geratenen Jäger. Den letzten Überläufer bekomme ich, schon über dem Graben, doch noch ins Visier. Nach dem hastigen Abdrücken rappelt sich die Sau die Böschung hoch, prescht über den Sandweg und verschwindet hinter ihren Artgenossen her im dichten Mais.

Wie häufig, wenn ich nach längerem, beschaulichem Sitzen fast übergangslos dramatische Sekunden erlebe, frage ich mich in der danach wieder einsetzenden Stille, ob das Geschehen wirklich stattgefunden hat oder ob ich irgendwelchen Einbildungen unterliege. Die heraus repetierte leere Hülse und noch schwach wahrnehmbarer Pulvergeruch verdrängen jedoch alle Zweifel. Getroffen oder nicht?

Ich schätze die Wahrscheinlichkeit, „drauf“ gewesen zu sein, auf gerade mal 50%. Zu schnell ist alles abgelaufen, mein Abkommen beim Schuss ist mir völlig schleierhaft. Ich habe einfach den Abzug durchgerissen, als ich glaubte, im Zielfernrohr eine große schwarze Masse wahrnehmen zu können. Andererseits kann die Schussentfernung kaum zehn Meter betragen haben. Insofern kommt mir ein Herauswackeln aus dem im Zielfernrohr riesig wirkenden Wildkörper ziemlich unwahrscheinlich vor. Unstreitig ist lediglich, dass jetzt erst einmal abgewartet werden muss. So zwingt mich dazu, trotz aller Aufregung und offenen Fragen noch eine gute halbe Stunde sitzen zu bleiben.

Nach leisem Herunterrutschen von der Kanzel mache ich mich daran, mit der Taschenlampe auf dem Sandweg nach Eingriffen oder sogar Schweiß zu suchen. Da alle vier Sauen hintereinander über den Weg geflüchtet sind, kann ich aus dem Fährtenwirrwarr keine Krankfährte heraus buchstabieren, wie sehr ich auch nach gespreizten Schalen Ausschau halte. Doch dann, nach wiederholter, gründlicher Überprüfung, entdecke ich doch einige Spritzer Schweiß. Zum Jubilieren ist es noch zu früh, schließlich besteht noch völlige Ungewissheit, wo und wie die Kugel getroffen hat. Aber leichten Auftrieb fühle ich schon, zumal die blasigen, winzigen Schweißspritzer auf Lungenschweiß hindeuten. Da auf dem Weg kein weiterer Schweiß aufzufinden ist, beschließe ich, nicht noch länger auf dem Anschuss herumzutrapeln und erst einmal zur Unterkunft zu fahren. Mitten in der Nacht im stockdunklen Mais hinter einer angeschossenen Sau herzusuchen, kommt mir denn doch nicht sehr verlockend vor. Ein mögliches Verhitzen des Wildbrets ist wegen der kühlen Nacht auch kaum zu befürchten. Wie immer, wenn beschossenes Wild noch nicht zur Strecke gekommen ist, verläuft die Nachtruhe jedoch nicht allzu erholsam.

Nach kaum vier Stunden unruhigen Schlafs befinde ich mich bereits wieder an Ort und Stelle. Bevor mein Partner mit seinem besonders auf Schwarzwild gut arbeitenden Wachtel in Aktion tritt, will ich erst noch einmal bei Tageslicht die Maiskante absuchen. Als ich den in den Maisdchungel hinein führenden Fährten nachgehe, leuchtet es mir bereits nach wenigen Schritten signalrot entgegen. Entlang der Fluchtfährte sind die Stängel links und rechts in leuchtendem Rot lackiert. So etwas habe ich bislang überhaupt noch nicht erlebt. Hier ist nun wirklich kein Hund erforderlich. Wenige Schritte weiter, wo die auffällige Bemalung aufhört, liegt die mit gutem Tiefblattschuss verendete Sau, der „Lackierung“ nach zu urteilen, wahrscheinlich bereits ausgeblutet. Leider habe ich keine Kamera dabei. Den knallrot eingefärbten „letzten Weg“ der unglücklichen Wutz würde ich gern zur Erinnerung im Bild festhalten. Um mir die Bergung der ziemlich gewichtigen Beute etwas zu erleichtern, breche ich den strammen Überläuferkeiler mitten im Mais auf, sodass ich nur noch das Restgewicht von gut 40 Kilogramm die rund 30 Meter bis zum Weg zurückzerren muss. Selbst das lässt die geplagten Bandscheiben noch ganz schön jubeln.

Im Nachhinein wird mir wieder einmal deutlich, dass erfolgreiches Jagen neben Wissen, Können, Verantwortungsgefühl und Erfahrung auch hin und wieder den glücklichen Zufall bedingt. Vieles ist planbar, berechenbar und durch Ausbildung, Übung und Training (wenigstens leichter) in den Griff zu bekommen. Letztlich ist oft aber doch ein Quäntchen Glück das Zünglein an der Waage. Ob ein hastig hingeworfener Schnappschuss trifft oder nicht, ist in letzter Konsequenz Glücksache, da kann man noch so viel üben! Zwar mag es

Meisterschützen geben, in deren Repertoire solche Aktionen zum Standard gehören. Für mich, wie wahrscheinlich für viele andere Waidgenossen auch, lautet in derartigen Fällen die Erklärung jedoch schlicht und einfach: Schwein gehabt! Und wenn man (ein) Schwein hat, dann sollte man sich getrost auch freuen.